

Albrecht von Lucke

Klassenkampf ohne Klasse



Albrecht von Lucke

(* 1967) ist Redakteur der *Blätter für deutsche und internationale Politik* in Berlin. Bei *Wagenbach* erschien zuletzt: *Die gefährdete Republik. Von Bonn nach Berlin*.

albrecht.vonlucke@blaetter.de

Es ist paradox: Auch wenn es schon lange keine »Klassen für sich« mehr gibt, wie Karl Marx die mit vollem Bewusstsein ihrer selbst ausgestattete Arbeiterklasse bezeichnete, beobachten wir seit geraumer Zeit neue Klassenverfestigungen, die sich hinter dem Rücken der Beteiligten abspielen. Obwohl der weitaus größte Teil der Gesellschaft hochgradig individuell und in Verfolgung des eigenen Interesses handelt, agieren die Einzelnen dennoch, ob schon ohne jedes Klassenbewusstsein, stets als Angehörige ihrer Klasse (und damit als »Klasse an sich«). Mit einem einzigen Ziel: die eigene Position in der Gesellschaft zu verbessern oder zumindest die Klasse zu halten.

Die Folgen davon sind keinesfalls weniger hart, im Gegenteil: Die Schwarm-Intelligenz der unkoordinierten Akteure erzeugt ein für Nichtangehörige der besitz- und bildungsbürgerlichen Schicht weitgehend undurchdringliches Gelände. Im allgemeinen Kampf der bürgerlichen Klasse gegen den eigenen Abstieg wird aus der einstigen Aufstiegs- eine brachiale Abstiegsvermeidungsgesellschaft. Was daher heute in der Gesellschaft vorherrscht, ist ein merkwürdig diffuses Angstgefühl. Es basiert auf der Ahnung, einem scheinbar unveränderbaren System ausgesetzt zu sein. Doch anders als noch in den »goldenen Jahren« (Eric Hobsbawm) des westlichen Kapitalismus, in den 50er und 60er Jahren, ist breite gesellschaftliche Teilhabe am sozialen Wohlstand heute immer weniger wahrscheinlich.

Speziell die Heranwachsenden sind mit einer radikalen Verunsicherung konfrontiert, was ihre eigenen Lebensläufe betrifft. Die meisten Jugendlichen und jungen Erwachsenen wissen ganz genau: Wir werden als Generation aller Voraussicht nach nicht die gleichen Chancen wie unsere Eltern haben. Die Aufstiegskanäle werden immer enger. Heute gibt es in fast ganz Europa über 20 % Jugendarbeitslosigkeit, in Spanien sind es sogar über 45 %. Nicht ohne Grund ist die Zahl der Depressionen unter Jugendlichen in den letzten Jahren um das Vierfache gestiegen.

Dieses neue Gefühl der radikalen Verunsicherung artikuliert sich in Europa, je nach Lage der Dinge, in unterschiedlich dramatischer Weise. Während sich im letzten Jahr in England – wie schon vor fünf Jahren in den französischen Banlieues – die vorherrschende Perspektivlosigkeit in Straßenschlachten manifestierte, ist die Reaktion in Deutschland noch wesentlich diffuser und individualistischer. Hier greift nach wie vor der Glaube daran, den eigenen Aufstieg nur aus eigenem Antrieb schaffen zu können.

Das Trauma der Alternativlosigkeit

Diese radikale Individualisierung nahm ihren Anfang im Jahr 1989. Nicht nur für die Anhänger der DDR ging mit dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus eine Ära zu Ende. Lange Zeit glaubte die Linke insgesamt, glaubte auch die SPD, es gebe so etwas wie eine Option jenseits des Kapitalismus. Doch anstatt 1989/90 den demokratischen Sozialismus als großen gesellschaftlichen Entwurf neu zu beleben – befreit von der Last seines real existierenden, undemokratischen Pendant –, wurde jegliche Alternative zum real existierenden Kapitalismus als faktisch überholt deklariert.

Die vermeintliche Alternativlosigkeit der herrschenden Zustände ist das Trauma der »Wende«, das bis heute nachwirkt. Insofern bedeutete 1989 tatsächlich zwar nicht das Ende der Geschichte, aber das Ende der Politik. Denn Politik lebt immer von zweierlei: einem Denken in politischen Alternativen und einem Denken für die *polis*, also nicht nur für den Einzelnen, sondern als *homo politicus* für das Gemeinwesen.

Man muss sich bewusst machen, dass die jungen Erwachsenen der Gegenwart stets unter dieser Devise der Alternativlosigkeit groß geworden sind. Das hat ihre Bestrebungen und Ziele hochgradig individualisiert.

Heute strahlt diese Individualisierung in alle Bereiche der Gesellschaft aus, wobei der allgemeinen Ökonomisierung zweifellos der Charakter der Leitkultur zukommt. Damit wird jeder Lebenslauf auch zum Ausdruck der Bewirtschaftung der eigenen Biografie. Im Angesicht der Alternativlosigkeit ist jeder gut beraten, ganz nach seinem eigenen Weg zu suchen.

Hier kommt der ganz individuelle Klassenkampf in aller Härte zum Ausdruck. Und dabei ist er heute längst habitualisiert. Im vorherrschenden Kampf um den Erhalt der von den Vorfahren erkämpften Klasse wird der Gebrauch der Ellenbogen eher stärker als schwächer – allerdings als kaschierter Klassenkampf, der subtiler und feiner vorstättengeht: »Mein Kind soll es nicht schlechter haben als ich.« Wer wollte da nicht zustimmen? In diesem Kampf kommen alle von Pierre Bourdieu beschriebenen Kapital-Arten zum Einsatz: das teils über Generationen gewachsene soziale Kapital der Beziehungen, das kulturelle oder Bildungskapital und natürlich, wie eh und je, das knallharte ökonomische Kapital, das wiederum in Bildungskapital umgemünzt wird, wenn etwa Eltern ihren Kindern das Studium an einer Eliteuniversität in den USA ermöglichen.

Aus dem einstigen Willen zum Aufstieg ist somit heute einer primär der Absetzung geworden: Man hält Abstand zu denen »da unten«, zu denen man keinesfalls gehören möchte. Heute zeigen einschlägige Elitestudien, etwa des Darmstädter Soziologen Michael Hartmann, eine zunehmende »soziale Schließung« der Gesellschaft. Diese Form des individualisierten Klassenkampfes reicht bis tief ins Private. Sie fängt bei der Wahl des richtigen Vornamens für die Kinder an (»Niemals Kevin oder Chantal!«), setzt sich bei der Auswahl der richtigen Kindergärten und Schulen fort und findet in zunehmend geschlossenen Heiratskreisen ihren (vorläufigen) lebensbiografischen Höhepunkt. So heiratet heute z.B. nur noch jeder fünfte Mann »nach unten«, während dies in den Jahren der »Bonner Republik« keineswegs unüblich war.

»Die Individualisierung strahlt in alle Bereiche der Gesellschaft aus, wobei der allgemeinen Ökonomisierung der Charakter der Leitkultur zukommt.«

Refeudalisierung und das Ende der Durchlässigkeit

Von einer im Zuge der Bildungsexpansion der 70er und 80er Jahre erhofften durchlässigen Gesellschaft mit Aufstiegschancen für alle kann heute nicht mehr die Rede sein. Im Gegenteil: Wenn heute wieder mehr und mehr in den eigenen Kreisen geheiratet wird, werden Einkommen und gesellschaftlicher Stand hochgradig »vererbt«. Man kann daher bereits von Tendenzen einer Refeudalisierung sprechen.

Die soziale Herkunft beeinflusst den späteren beruflichen Erfolg nicht nur indirekt, also über die erworbene (bzw. von zuhause mitgegebene) Bildung, sondern auch ganz unmittelbar – etwa durch die Selektion bei Einstellungsgesprächen. Auf diesem Wege rekrutiert sich die Elite, insbesondere in der Wirtschaft, noch stärker als zuvor aus sich selbst. Gleichzeitig wird die Spitze der Gesellschaft sogar in ihren Umgangsformen immer geschlossener.

Das »soziale Kapital« im Sinne Bourdieus entscheidet somit immer frühzeitiger über die konkreten Lebenschancen. Indem Arbeiterkinder immer weniger Ein- und Aufstiegschancen haben, wird das Bürgertum in zunehmendem Maße homogen. Gleichzeitig erleben wir eine erstaunliche Provinzialisierung des Besitzbürgertums, mit einer Tendenz zu *gated communities*. Damit diese Gemeinschaften geschlossen sind, müssen sie keineswegs tatsächlich verschlossen sein. Es reichen die »feinen Unterschiede« (Bourdieu), mit deren Hilfe die Kinder unterschiedlicher Schichtung immer frühzeitiger voneinander getrennt werden, etwa indem man die eigenen Kinder auf eine Privatschule schickt. In der Hauptstadt kann man diesen Prozess der bürgerlichen Abschließung genau beobachten. So ist z.B. die Nabelschau der neu-bürgerlichen »Kunstfachverständigen« auf den Vernissagen in Berlin-Mitte »meilenweit« von der räumlich durchaus nahen Welt der jugendlichen Straßengangs in Kreuzberg oder Neukölln entfernt.

Postdemokratische Resignation oder demokratische Reaktivierung

Die zunehmende Segmentierung und Individualisierung der Gesellschaft wirkt unmittelbar auf die Demokratie zurück. Doch anstelle der erwartbaren postdemokratischen Resignation erleben wir neuerdings immerhin erste Ansätze einer Rekollektivierung und Vergesellschaftung von individuellem Protest und Aufbegehren – etwa in der Occupy-Bewegung. Allmählich beginnt eine neue Verständigung über das Allgemeinwohl, als Alternative zum realexistierenden Kapitalismus, beginnt damit wieder Politik. Hatte Maggie Thatcher noch postuliert »There is no society, there are only individuals and families«, denken heute immer mehr jener Einzelnen wieder an die *polis*, also an das Gemeinsame.

Und mit ihrer Forderung »We are the 99 percent« knüpft die Occupy-Bewegung bewusst an klassenkämpferische Positionen an – gegen den »Klassenkampf von oben« der letzten 20 Jahre, der sich in einer massiven Umverteilung von unten nach oben manifestiert hat. Damit entsteht als Folge der Finanzkrise zum ersten Mal wieder so etwas wie Kollektivbewusstsein. Dieses muss allerdings nicht notwendigerweise in klassische Strukturen, etwa in Parteien, münden. Allerdings haben wir es heute – anders als noch in den 80er Jahren, als das

neue ökologische Thema in den Altparteien keinen hinreichenden Resonanzboden fand und die Grünen entstanden – mit einer »alten« linken Frage zu tun, nämlich mit dem Gegensatz von Kapital und Arbeit. Diese Frage übersetzt sich heute in den Kampf um das Primat: das der Politik oder der Finanzmärkte.

Dabei sollte man von der neuen Bewegung keineswegs das politische Heil erwarten. Allzu oft haben wir in den letzten Jahren – von Attac bis »Stuttgart 21« – den Beginn neuer Bewegungen erlebt. Doch sie alle konnten nicht grundlegend erschüttern, was die letzten 30 Jahre geprägt hat: das »stählerne Gehäuse« der Individualisierung, mit dem Ergebnis der Verflüssigung aller Kollektivsingulare, wie etwa der Arbeiterklasse, zum neuen »flexiblen Menschen« (Richard Sennett).

Wie hatte Thatcher erfolgreich gefordert: »Die Ökonomie ist nur das Mittel. Es geht darum, das Denken zu verändern.« Ihr Postulat der Alternativlosigkeit wirkt habituell unvermindert weiter: Wir alle sind mittlerweile durch das TINA-Denken zutiefst geprägt. Am deutlichsten macht dies der Vergleich mit der letzten großen gesellschaftlichen Revolte, jener von 1968. Sie kam ironischerweise zur besten Zeit des Kapitalismus: Die 60er Jahre waren die eigentliche Aufstiegsdekade der Nachkriegsjahre; sämtliche materielle Grundlagen – und Möglichkeiten – waren vorhanden; dem beruflichen Aufstieg gerade der akademischen Eliten stand angesichts der Explosion der Dienstleistungsgesellschaft, mit Schulen und Universitäten, nichts mehr im Wege. Deswegen war dieser Protest primär ein postmaterieller, der die über das Materielle hinausreichende Umwälzung der Verhältnisse fordern konnte.

»Wirkliche Aussicht auf Erfolg verspricht nur die Einsicht in die Notwendigkeit, sich kollektiv betätigen zu müssen, um individuellen Erfolg zu haben.«

Heute ist die Lage weit fataler. Wie hatte Bertolt Brecht die Arbeiterklasse gegenüber einer moralisierenden Bourgeoisie verteidigt: »Erst kommt das Fresen, dann kommt die Moral!« In zynischer Weise übersetzt auf heutige Verhältnisse heißt das: Erst kommen Beruf und Karriere, dann das Engagement für die Gesellschaft.

Ironischerweise geht hier das wohl wichtigste Ergebnis der 68er-Revolte, die Emanzipation des Einzelnen, eine erstaunliche Verbindung mit dem »Nichts geht über mich«-Credo des Neoliberalismus ein. Auch in den avanciertesten und emanzipiertesten Kreisen wird heute Selbstverwirklichung bis zur Selbstausbeutung betrieben. Auch deshalb werden die Zelte der Occupy-Bewegung heute in erster Linie von *Drop outs* bevölkert, während die kurzzeitig empörten Angehörigen der bürgerlichen Klasse längst wieder ihren so wichtigen Geschäften nachgehen. Vieles spricht daher dafür, dass auch von diesem positiven Aufbruch am Ende vor allem Resignation bleiben wird.

Letztlich zeigen sich hier die Grenzen eines Aufbruchs, der primär aus Altruismus resultiert – nichts hätte auch Karl Marx ferner gelegen. Wirkliche Aussicht auf Erfolg verspricht nur die Einsicht in die Notwendigkeit, sich kollektiv betätigen zu müssen, um individuellen Erfolg zu haben. Genau darin steckte auch das Erfolgsrezept des in die sozialistisch-sozialdemokratische Bewegung mündenden Klassenkampfes des 19. und 20. Jahrhunderts: Im besten Falle kreierte er eine Win-Win-Situation, für den Einzelnen und seine Klasse. Vorläufig aber spricht viel dafür, dass der Sog der Individualisierung keineswegs beendet ist und der Kampf um den individuellen Klassenerhalt unvermindert weitergehen wird – auf Biegen und Brechen und mit harten Bandagen. ■